

Rezensionen

Heike Kahlert

Regula Julia Leemann, Heidi Stutz (Hrsg.), 2010: Forschungsförderung aus Geschlechterperspektive. Zugang, Bedeutung und Wirkung in wissenschaftlichen Laufbahnen. Zürich/Chur: Rüegger Verlag. 240 Seiten. 37,10 Euro

Angesichts der Einführung neuer Steuerungs- und Finanzierungsmodelle in Hochschule und Forschung nimmt die Bedeutung von Drittmittelförderungen zu. Dies gilt insbesondere für die Durchführung von postgradualen wissenschaftlichen Qualifikationsarbeiten und Forschungsprojekten, die ohne Projektförderung durch öffentliche Geldgeber und privatwirtschaftliche Mittel in deutlich bescheidenerem Ausmaß möglich wären. Dabei kann es unterschiedliche Aktivitätsgrade von Frauen und Männern bei der Beantragung von Forschungsmitteln und nach Geschlechtern differenzierte Erfolgsquoten bei der Bewilligung geben. Die von *Regula Julia Leemann* und *Heidi Stutz* für den Schweizerischen Nationalfonds (SNF) in den Jahren 2006 bis 2008 durchgeführte Studie zum Verhältnis von Geschlecht und Forschungsförderung (GeFo) rückte diese Fragen in den Mittelpunkt. Der von den Projektleiterinnen herausgegebene Sammelband verdeutlicht, dass die Forschungsförderung auch für die Ausgestaltung der beruflichen Laufbahnen des wissenschaftlichen Nachwuchses bedeutsam ist und möglicherweise zur *leaky pipeline*, dem Frauenschwund auf dem Weg an die Spitze der Wissenschaft, beiträgt.

Forschungsförderung und Gleichstellung von Frauen und Männern in der Wissenschaft gehören zusammen, so die Botschaft der Herausgeberinnen. Der Sammelband enthält die wichtigsten Ergebnisse ihrer Studie und stellt sie durch theoretische Überlegungen und den Einbezug verwandter Untersuchungen in anderen Ländern in einen größeren Kontext. Die zehn empirischen, fast ausschließlich auf quantitativen Studien basierenden Beiträge im Buch zielen auf die Analyse drei unterschiedlicher Dimensionen der Forschungsförderung. Allen Beiträgen geht es um die Fragen, „ob der Zugang zur Forschungsförderung, die Verfahren der Bewilligung von Forschungsgeldern sowie die Bedeutung und Wirkung der Forschungsförderung für die Laufbahnen durch geschlechtsspezifische Ungleichheiten gekennzeichnet sind, die der Forschungsförderung direkt zugeschrieben werden können oder aber in den vergeschlechtlichten Strukturen der Wissenschaft und ihren Disziplinen sowie den daraus resultierenden Laufbahnen zu verorten sind“ (S. 16).

Der erste Teil des Buchs enthält zwei Beiträge zu theoretischen und empirischen Grundlagen. Einleitend diskutiert *Beate Kraus* auf der Basis von eigenen qualitativen Studien und theoretisch gestützt auf Pierre Bourdieus Arbeiten die These, dass das Phänomen der *leaky pipeline* in hohem Maße das Ergebnis der sozialen Strukturen, des Selbstverständnisses und der sozialen Praxis des wissenschaftlichen Feldes ist. Dabei arbeitet sie vor allem die geschlechtlich differenzierten Muster der Anerkennung von Frauen und Männern als WissenschaftlerInnen heraus. *Philipp Dubach* zeigt für die Schweiz, dass bei den Statuspassagen des Doktorats und der Habilitation überproportional mehr Frauen als Männer aus den wissenschaftlichen Laufbahnen ausscheiden und dass das Ausmaß der geschlechtlichen Ungleichheit stark nach den Fachbereichen

und Karrierestufen variiert. Generell zeichne sich zwar seit den 1990er Jahren eine Annäherung der Karrierechancen von Frauen und Männern ab, doch könnten diese nicht generalisiert werden. Die akademische Zuwanderung scheint seinen Daten zufolge die geschlechtsspezifischen Ungleichheiten im Forschungs- und Wissenschaftssystem der Schweiz tendenziell abzumildern.

Der zweite Teil des Buchs enthält fünf Beiträge zur Forschungsförderung des Schweizerischen Nationalfonds, davon vier Beiträge aus dem erwähnten Projekt der Herausgeberinnen. Anhand von quantitativen Analysen zeigen *Heidi Stutz* und *Jürg Guggisberg*, dass Frauen kein anderes Antragsverhalten aufweisen als Männer, indem sie etwa niedrigere Summen beantragen, länger warten, bis sie einen Antrag stellen, oder sich nach einer Absage eher entmutigen lassen. Die Ergebnisse belegen aber auch, dass Forschung und Familie unvereinbar sind. Zu einem ähnlichen Schluss kommen *Regula Julia Leemann*, *Andrea Keck* und *Stefan Boes* sowie *Regula Julia Leemann* und *Sandra Da Rin* in ihren Beiträgen. Die vorhandenen Instrumente der Forschungsförderung unterstützen demnach den Verbleib in der Wissenschaft, während die Familiengründung und Kinder diesen erschweren, und zwar besonders für Frauen: „Im Ergebnis verzichten sie häufiger auf Kinder oder verlassen zugunsten einer Familiengründung die Wissenschaft.“ (S. 153) In einem weiteren Beitrag zum GeFo-Projekt untersuchen *Stefan Boes* und *Regula Julia Leemann*, inwiefern die Forschungsförderung die Publikationsaktivitäten geschlechtsspezifisch beeinflusst. Frauen weisen demnach im Durchschnitt etwa 20–30 Prozent weniger Publikationen auf als Männer und erfolgreich Antragstellende beiderlei Geschlechts einen um etwa 40–70 Prozent höheren Publikationsoutput als diejenigen, die keinen Antrag gestellt haben oder nicht gefördert werden. Bei Männern kann also ein signifikant positiver Effekt der Forschungsförderung auf den Publikationsoutput nachgewiesen werden, bei Frauen nicht.

Eine etwas andere Geschlechterperspektive auf die SNF-Forschungsförderung nehmen *Eric D. Widmer* und *René Levy* unter Mitarbeit von *Francesco Giudici* ein. Sie untersuchen die Beteiligung von Frauen und Männern an den Ausschreibungen Nationaler Forschungsschwerpunkte 1999 und 2004 und kommen zu dem Schluss, dass Frauen hier aufgrund ihrer geringeren Präsenz in höheren Hierarchiestufen und ihrer Konzentration in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen verminderte Erfolgchancen im wissenschaftlichen Wettbewerb haben. Nicht der Auswahlprozess selbst gilt also als Handicap für Wissenschaftlerinnen, sondern ihre berufsbiographische Vorgeschichte.

In den Beiträgen des dritten Teils geht es schließlich um weitere nationale und internationale Studien zur Forschungsförderung. *Suzanne de Chéveigné*, *Liisa Husu* und *Christian Suter* stellen Ergebnisse des Berichts der Expertengruppe *Gender and Excellence* der Europäischen Kommission vor, in dem die Schlüsselinstitutionen der nationalen Forschungsförderung und ihre Rolle bei der Geschlechtergleichstellung untersucht und 33 Länder hinsichtlich geschlechtsspezifischer Unterschiede in den Erfolgsquoten bei der Projektförderung verglichen wurden. Die Studie zeigt eine große Vielfalt nationaler und institutioneller Politiken zur Geschlechtergleichstellung in der Forschungsförderung auf und weist darauf hin, dass sich im Ländervergleich zwar keine systematischen Geschlechterungleichheiten zeigen, in einzelnen Ländern bzw. disziplinären Bereichen aber Männer begünstigt werden.

Der vertiefte empirische Blick von *Ina Findeisen*, *Kathrin Auspurg* und *Thomas Hinz* auf die Deutsche Forschungsgemeinschaft zur Einzelförderung der Jahre 1991 bis 2004 zeigt eine sehr geringe, aber systematische Benachteiligung von Wissenschaftlerinnen, die sich zudem weniger am Antragsverfahren beteiligen als Männer. Den Abschluss des Buchs bildet eine Studie von *Anna Ledin*, *Lutz Bornmann* und *Gerlind Wallon*, die in Bezug auf das Long-Term Fellowship (LTF) Programme der European Molecular Biology Organization den Einfluss des Geschlechts auf den Auswahlprozess und die Karriereverläufe der Antragstellenden analysiert haben. Auch hier wird deutlich, dass die antragstellenden Frauen weniger publiziert haben als ihre männlichen Kollegen. Als Gründe identifizieren die AutorInnen biographische Aspekte: Die untersuchten Wissenschaftlerinnen hätten häufiger einen promovierten Partner, öfter wegen des Partners den Ort gewechselt und arbeiteten mit Kindern weniger als Männer mit Kindern.

Die Zusammenschau der unterschiedlichen Studien zu Geschlecht und Forschungsförderung ist ohne Zweifel überfällig und lenkt das Augenmerk der Gleichstellungspolitik auch auf diesen für die Frauen- und Nachwuchsförderung so wichtigen Bereich des Wissenschaftssystems. Die Ergebnisse sind jedoch in gewisser Weise erstaunlich, kommen die Untersuchungen doch mehrheitlich zu dem Schluss, dass Geschlechterdifferenzen in der Forschungsförderung auf (berufs-)biographische Gründe zurückzuführen sind, wonach Wissenschaftlerinnen mit Kindern weniger produktiv sind und schlechtere Förderchancen haben. Das Fazit lautet demnach, dass Forschungsförderung auch die Vereinbarkeit von Familie(ngründung) und Wissenschaft sicherzustellen hat, wobei in den Beiträgen offen bleibt, wie dies umzusetzen ist. Ein weiteres Ergebnis der Studien ist, dass Frauen dann von der Forschungsförderung benachteiligt werden, wenn sie in den stärker von Frauen besetzten Fächern wissenschaftlich tätig sind. Dies ist überaus interessant, liegt ihr Anteil doch auch in diesen Fächern zumeist deutlich unter dem von Männern. Wie man es auch dreht und wendet: Dass Frauen manchmal durch Forschungsförderung benachteiligt werden, scheint den Beiträgen zufolge an ihrer (offensichtlich falschen) Fächerwahl oder ihrer Mutterschaft zu liegen, nicht an der Forschungsförderung selbst. Eine kritische Reflexion dieser Ergebnisse sucht man jedoch in dem ansonsten sehr informativen Band vergeblich.

Zur Person

Heike Kahlert, Prof. Dr. rer. soc. habil., Dipl.-Soz., Lehrstuhlvertretung für Soziologie mit dem Schwerpunkt „Soziale Entwicklungen und Strukturen“ am Institut für Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Arbeitsschwerpunkte: Transformationen des Wissens in der Moderne, Geschlechterverhältnisse und sozialer Wandel im Wohlfahrtsstaat, Institutionalisierte Ungleichheiten im Bildungswesen, Gleichstellungsbezogene Organisations- und Personalentwicklung im Public-Profit-Bereich.

Kontakt: www.heike-kahlert.de

E-Mail: mail@heike-kahlert.de

Sigrid Kannengießer

Tanja Thomas, Steffi Hobuß, Merle-Marie Kruse, Irina Hennig (Hrsg.), 2011: Dekonstruktion und Evidenz. Ver(un)sicherungen in Medienkulturen. Sulzbach/Taunus: Ulrike Helmer Verlag. 292 Seiten. 26,95 EUR

Die Konstruktion von Wahrheit und Wissen in medialen und politischen Diskursen sowie gesellschaftliche Versicherungen, aber auch die *Verunsicherungen* (vermeintlich) stabiler Kategorien stehen im Mittelpunkt des Sammelbandes: Wie werden soziale Kategorien wie Geschlecht, Nationalität und Rasse gesellschaftlich und medial konstruiert, wie stabilisiert und wie (subversiv) verändert? Wo liegen Momente der Vergewisserung und wo Bruchstellen?

Die Beiträge basieren auf kulturwissenschaftlichen Magisterarbeiten, die durch die Verfasserinnen an der Leuphana Universität Lüneburg erstellt wurden. Bis auf einen Artikel, der sich mit einer politischen Protestgruppe beschäftigt, handelt es sich um Medieninhaltsanalysen populärkultureller Produkte. Die Herausgeberinnen betonen in der Tradition der Cultural Studies die Relevanz wissenschaftlicher Analysen von Populärkultur aufgrund ihres Einflusses auf die gesellschaftliche Wahrnehmung und Wahrheitsproduktion (S. 14f.). Bereits in der Einleitung erklären sie, dass „kulturelle Texte [...] eine reale und unmittelbare politische Wirkung haben, weil sie nämlich beeinflussen, wie wir denken und die Welt um uns herum wahrnehmen“ (S. 15). Die Dekonstruktion vermeintlich wahren Wissens in (überwiegend) medialen Texten ist das zentrale Anliegen.

Der Sammelband ist in fünf Abschnitte geteilt: Abhandlungen über poststrukturalistische und dekonstruktivistische Theorien bilden die Basis für die folgenden Analysen zu Abschnitt 2: „Geschlechter(de)konstruktionen“, Abschnitt 3: „Reproduktion und Transformation von Mütterlichkeit“, Abschnitt 4: „zur (Un)Sichtbarkeit von Whiteness“ und Abschnitt 5: zu „kollektiven Ver(un)sicherungen“, die unter anderem Nationalität, Kultur und Religion betrachten.

Im Anschluss an Michel Foucault, Jacques Derrida und Judith Butler diskutiert *Tanja Thomas* in ihrem Beitrag poststrukturalistisches Denken als eine Perspektive für kritische wissenschaftliche Arbeiten, deren Ausgangspunkt Verunsicherungen darstellen. Dafür zieht sie nicht nur zentrale poststrukturalistische Ansätze heran, sondern greift auch Kritik auf, die gegen diese Ansätze vorgebracht wird. Thomas reflektiert sowohl die Rolle von ForscherInnen als KritikerInnen als auch die Universität als Ort, an dem Kritik möglich ist bzw. sein sollte. In einem weiteren „Ausgangspunkt“ setzt sich *Steffi Hobuß* mit dem Verhältnis von Dekonstruktion und Evidenz auseinander. In ihrer Skizzierung dekonstruktivistischer Theorien zieht sie unter anderem Jacques Derrida sowie Friedrich Nietzsches Abhandlungen zur Wahrheit heran und bezieht sich in ihren Überlegungen zu Evidenz vor allem auf medienwissenschaftliche Ansätze, in denen von „Evidenz als einer medialen Zeigehandlung mit Bildern ausgegangen wird“ (S. 58). Auch Hobuß betont: „Wenn in der wissenschaftlichen Forschung und Lehre dekonstruktivistische Ansätze verwendet werden, ist das mit permanenten Verunsicherungen verbunden“ (S. 44).

Chris Köver analysiert – den zweiten Teil „Geschlechter(de)konstruktionen“ eröffnend – in Anlehnung an Butlers Performanzbegriff die ambivalente Geschlechterperformanz der Figur Buffy in *Buffy the Vampire Slayer*. Überzeugend arbeitet sie heraus, dass Buffys Geschlechterkonstruktion unterschiedlich gelesen werden kann: zum einen als stereotyp feminisierend, zum anderen diese Stereotype subversiv destabilisierend. Eine solche Ambivalenz zeigt auch Christina Ruppert in ihrer Analyse der Geschlechterinszenierungen in der HBO-Serie *The Sopranos* auf: Die an einem patriarchalen Männlichkeitsbild in Gangster- und Mafiafilmen aus Hollywood orientierten Geschlechterkonstruktionen erhalten durch die Enttäuschung genrebedingter Erwartungen Brüche. Miriam Stehling entlarvt *Germany's next Topmodel* als neoliberales Fernsehformat, in dem die Kandidatinnen „Frau sein“ als Ressource für beruflichen Erfolg inszenieren. Auf der Basis der *Gouvernementality Studies* zeigt Stehling auf, wie „das unternehmerische Selbst auf spezifisch vergeschlechtliche Weise angerufen wird“ (S. 112).

Der dritte Teil der Publikation setzt eine spezifische Rolle von Geschlechtlichkeit in den Fokus: die Mütterlichkeit. Sonja Oehler, deren Beitrag der einzige ist, der nicht einen Medieninhalt als Gegenstand hat, analysiert die argentinische Protestbewegung *Madres de Plaza de Mayo*. Diese Frauengruppe demonstriert seit 1977 einmal wöchentlich in Buenos Aires für die Aufklärung des Verschwindens ihrer Kinder während der Militärdiktatur. Die Mutterrolle ist in dieser Bewegung zentral. Oehler fragt, inwiefern diese Rolle transformiert und etablierte Geschlechterrollen in einer machistisch geprägten Gesellschaft neu verhandelt werden. Auch in dem Beitrag von Wera Mohms Patten ist Mutterschaft die zentrale Analysekategorie. Patten untersucht auf der Grundlage aktueller gesellschaftlicher und wissenschaftlicher Diskurse um Mutterschaft die Filme *Juno* und *Knocked Up* im Hinblick auf die (De-)Konstruktionen von Mütterlichkeit.

Neben der Geschlechterkategorie werden weitere sozio-kulturelle Kategorien in populärkulturellen Produkten untersucht. So dient die kritische Perspektive der Whiteness-Studies zwei Autorinnen im vierten Teil des Buches als Ausgangspunkt, um Rasse und Nationalität zu analysieren: Wiebke Stadler betrachtet den deutschen Heimat-Film *Die Einsamkeit der Krokodile* unter dem Aspekt der Normalisierung von Weißsein und Sandra Landsfried analysiert die Inszenierung Barack Obamas in der *Spiegel*-Berichterstattung über den Präsidentschaftswahlkampf 2008 im Hinblick auf die Konstruktion von Whiteness und Blackness und den Prozess des *becoming white*.

Mit der Kategorie Nationalität beschäftigt sich Merle-Marie Kruse in ihrem Beitrag über deutsche Popmusik-Texte und eröffnet damit den fünften Teil des Sammelbandes. Sie findet in dem von ihr herangezogenen Material sowohl Affirmationen nationaler Identität als auch Irritationen und Infragestellungen dieser Konstruktion. Nationalität ist auch das Thema von Irina Hennig, die die Berichterstattung der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und des *Spiegels* bzw. *Spiegel Online* über die Orange Revolution in der Ukraine vergleicht und die Gegenüberstellung von „Westlichkeit“ und einem osteuropäischen „Anderen“ in den von ihr untersuchten Inhalten sichtbar macht. Die deutsche Presseberichterstattung (genauer: Beiträge der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der *Süddeutschen Zeitung* sowie der *Tageszeitung*) ist ebenfalls Gegenstand des Artikels von Marte Sybil Kessler, in dem sie die Kopftuchdebatte mithilfe der zentralen Kategorien Nation, Religion und Ethnizität sowie Geschlecht analysiert.

Der Sammelband präsentiert umfassende Analysen populärkultureller Produkte sowie einer Protestbewegung in Verbindung mit der (De-)Stabilisierung sozio-kultureller Kategorien. Alle Beiträge sind theoretisch fundiert und empirisch dicht erarbeitet. Die gesellschaftliche Relevanz der medialen Verhandlungen vermeintlich stabiler Kategorien ist deutlich nachvollziehbar. Aufschlussreich und zugleich nachdenklich stimmend ist die Selbstreflexion der Herausgeberinnen und (in angeführten Zitaten) der Autorinnen in der Einleitung, wenn sie die eigenen Prozesse des Denkens und der Wissensproduktion während ihres Studiums und des Forschungsprozesses thematisieren. Die LeserInnen werden auf diese Weise zur eigenen Selbstreflexion und zum Einlassen auf Verunsicherungen im eigenen Denken eingeladen. Insofern ist die Lektüre des Sammelbandes nicht nur für diejenigen zu empfehlen, die sich für die kritische Analyse populärkultureller Medieninhalte interessieren.

Zur Person

Sigrid Kannengießer, Magistra Artium, Universität Bremen, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentrum für transnationale Studien und Mitglied im Zentrum für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung. Arbeitsschwerpunkte: medien- und kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung, transkulturelle Kommunikation.

Kontakt: Zentrum für transnationale Studien (ZenTra), Center for Transnational Studies, Universität Bremen, Hochschulring 4, 28359 Bremen
E-Mail: sigrid.kannengiesser@uni-bremen.de

Katharina Knüttel

Jutta Allmendinger, 2010: *Verschenkte Potenziale? Lebensläufe nicht erwerbstätiger Frauen*. Frankfurt a. M./New York: Campus. 198 Seiten. 16,90 Euro

Jutta Allmendinger stößt mit dem vorliegenden Buch in (mindestens) zwei Publikationslücken, wovon die erste der feministischen Frauen- und Geschlechterforschung in den nächsten Jahren noch Sorgen bereiten könnte: die Lücke zwischen kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskursen um Geschlecht auf der einen und populären Sagbarkeiten auf der anderen Seite. Erstere beschäftigen sich seit Jahrzehnten theoretisch und empirisch anspruchsvoll beispielsweise mit dem Konstruktionscharakter und den Herstellungsprozessen von Geschlecht oder setzen sich mit dem Zusammenspiel von Geschlechterkategorien und anderen Differenzdimensionen auseinander. Im Bereich der populären Sagbarkeiten tun beliebte Prominente wie Günther Jauch auch in diesem Jahrtausend noch ihr Interesse daran kund, wie unterschiedliche Fingerlängen bei Männern und Frauen mit deren Fähigkeiten zusammenhängen oder ähnliches, ohne dass die Zusammenhänge zwischen biowissenschaftlichen Erkenntnissen und der Legitimierung von Diskriminierungen nennenswerte öffentliche Aufmerksamkeit erhielte.

Geht man davon aus, dass der mediale öffentliche Diskurs bei einer breiteren Bevölkerungsmehrheit mehr Wirkungsmacht entfaltet als die wissenschaftlichen Arbeiten von GeschlechterforscherInnen, dann fehlen genau solche Publikationen, die die wissenschaftliche Auseinandersetzung in ein zugänglicheres Format „übersetzen“ oder an der Grenze zwischen beidem ansetzen. Allmendinger bemüht sich hier durchgehend, komplexe Verhältnisse verständlich und beispielhaft, aber trotzdem fundiert darzulegen und so ihre Ergebnisse auch über einen engen ExpertInnenkreis hinaus rezipierbar zu machen, ohne dabei die Perspektive der nichterwerbstätigen Frauen zu vernachlässigen.

Die zweite Lücke, die sie füllt, ist ihre umfangreiche Zusammenstellung quantitativer und qualitativer Daten und Analysen zur Nichterwerbstätigkeit von Frauen – so hilfreich und scharfsinnig abstraktere Argumentationen auch sein mögen, im Rahmen politischer Entscheidungsfindung ist nur schwer ohne empirische Antworten auf die Fragen auszukommen, wer und wie viele eigentlich von was betroffen sind und wie damit umzugehen wäre.

Hervorgegangen aus zwei durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend geförderten Projekten am Wissenschaftszentrum Berlin zur Nichterwerbstätigkeit von Frauen, präsentiert die Autorin insgesamt neun Kapitel, in denen sie – im Gegensatz wiederum zu den öffentlichkeitswirksamen „Alphamädchen“ oder der „F-Klasse“ – gerade diejenigen Frauen in den Blick nimmt, die keiner Erwerbstätigkeit nachgehen.

Dabei verdeutlicht sie die Komplexität der Thematik: Sie kontextualisiert die geschlechtsspezifische Erwerbsbeteiligung mit den Entwicklungen des Strukturwandels der Wirtschaft („Tertiärisierung“), der sogenannten „Bildungsexpansion“ und schließlich dem demografischen Wandel (Kapitel 1); vergleicht die Auswirkungen länderspezifischer Arrangements von Arbeitsmarkt und -zeit, Teilzeit, familienbezogenen Transferleistungen, Betreuungsangeboten für Kinder und den Steuersystemen (Kapitel 2); nimmt die Sozialprofile (Qualifizierung, Arbeitsmarkterfahrung, Finanzierungslage) der nichterwerbstätigen Frauen in den Blick (Kapitel 3); arbeitet sequenzanalytisch mit SOEP-Daten typische Lebensverlaufmuster heraus und untersucht die jeweiligen Typen hinsichtlich sozio-ökonomischer Merkmale und Erwerbsorientierung (Kapitel 4); geht auf die Bedeutung von beruflichen Rahmenbedingungen/der Gestaltung der Arbeitsbedingungen ein (Kapitel 5) und nimmt den Mythos des ehrenamtlichen Engagements als Brücke in den Arbeitsmarkt unter die Lupe (Kapitel 6); untersucht innerhalb der Institutionen Bundesagentur für Arbeit, Arbeitsgemeinschaften und Länder das geschlechterspezifische „Spannungsfeld zwischen hinderlichen Strukturen und bröckelnden Kulturen“ (S. 116), in dem die Maßnahmen zur Arbeitsmarktintegration angesiedelt sind (Kapitel 7) und schließt den Analyseteil mit der Untersuchung der Faktoren, die einen beruflichen Wiedereinstieg von Frauen begünstigen, ab (Kapitel 8). Im letzten Kapitel werden die multiperspektivischen Analysen zusammengefasst und sowohl für politische Institutionen als auch für Betriebe, die Frauen selber und überhaupt alle Gesellschaftsmitglieder, die an Geschlechterkulturen und -bildern mitstricken, Handlungsoptionen aufgezeigt.

Die Autorin räumt dabei empirisch fundiert mit einigen Vorurteilen auf, die sich durch politische Debatten ziehen, und präsentiert interessante Daten: So zeigt der Ländervergleich, dass sich Frauenerwerbstätigkeit keinesfalls negativ auf die Fertilität aus-

wirkt, sondern die Daten eher das Gegenteil nahe legen. In diesem Zusammenhang zeigt sich auch, dass Länder, die flexible institutionelle Unterstützung bei der Arbeitszeitreduzierung oder -unterbrechung für Eltern bieten, sowohl geringere Arbeitszeit- und Lohnabstände zwischen den Geschlechtern als auch – damit einhergehend – zwischen Familien mit und ohne Kind aufweisen.

Vor allem von Seiten gebildeter und finanziell abgesicherter Frauen ausgeübte ehrenamtliche Tätigkeiten vermitteln nur in den wenigsten Fällen für den Arbeitsmarkt verwertbare Kompetenzen (S. 84ff.), während den Problemen der „Aktualität“ der Qualifizierung (so in Berufen, wo technischer Fortschritt Kenntnisse über neue Maschinen, Software und ähnliches voraussetzt) durch eine höhere Offenheit und Flexibilität bei den Ausbildungswegen begegnet werden könnte (S. 73ff.).

Bei der Längsschnittanalyse der einen Wiedereinstieg begünstigenden Faktoren liefert das SOEP zwar nur 65 Wiedereinsteigerinnen, die die Untersuchungskriterien erfüllen, von diesen hatte allerdings keine die neue Tätigkeit über die Arbeitsagentur vermittelt bekommen – ein deutlicher Hinweis darauf, dass hier weitere Bemühungen vonnöten sind. Auch hatte ein Viertel dieser Frauen gar nicht beabsichtigt, zu diesem Zeitpunkt wieder einer Erwerbstätigkeit nachzugehen, was das „nicht unerhebliche [...] Aktivierungspotential“ (S. 133) verdeutlicht.

Aufrüttelnd in diesem Zusammenhang sind auch die Daten zur Erwerbsorientierung der Frauen, die über alle Lebensverlaufsmuster hinweg zwischen 26 und 90 Prozent streuen und durchgängig über dem Anteil der arbeitslos Gemeldeten liegen – Allmendinger insistiert vor diesem Hintergrund auf der politischen Verantwortung, hier zum Beispiel durch den Aufbau eines zweiten oder dritten Arbeitsmarktes tätig zu werden und so die Arbeitswünsche der Frauen berücksichtigen zu können (S. 62).

Die Autorin vollzieht in ihrer Studie in mehrerer Hinsicht einen Spagat: Sie ergreift politisch Partei und ist gleichzeitig stets sachlich fundiert, streng auf das Themenfeld bezogen und dabei multiperspektivisch, die Untersuchung hat Elemente eines Nachschlagewerks, ohne dabei bloße Datensammlung zu sein. Eine solche Gratwanderung eröffnet notwendigerweise mögliche Kritikpunkte: Sucht man nach einer umfassenden Darstellung im Ländervergleich, dann mag dies einigen aufgrund der Auswahl bestimmter, weniger Länder nicht weit genug gehen. Interessiert sich jemand näher für die „Arbeit ohne Lohn“, sind die neun Seiten Ausführung darüber zu knapp. Ein weiteres mögliches Manko des Textes lässt sich in seiner relativ geringen theoretischen Reichweite identifizieren: Während die breite empirische Analyse sowie die umfangreiche Darstellung des Forschungsstandes Allmendingers Buch zu einer äußerst informativen Lektüre machen, die auch politisch von größter Relevanz ist, mag die Fokussierung auf Frauenpolitik und Arbeitsmarktintegration ohne komplexe theoretische Einbettung für LeserInnen mit kulturwissenschaftlichen, dekonstruktivistischen oder kapitalismuskritischen Erkenntnisinteressen ergänzungsbedürftig erscheinen. Weiterhin könnte trotz des durchgängigen Bezugs auf die Leben von einigen fiktiven Frauencharakteren und der gut lesbaren Ausdrucksweise die Lektüre für gänzlich fachfremde „Neulinge“ thematische oder methodische Verständnisschwierigkeiten bereiten. Wenn sich potenzielle LeserInnen allerdings dieser Problematik bewusst sind, dürften alle ein gewinnbringendes Leseerlebnis erwarten. Für diejenigen, die im Spektrum „Frauen, Gleichstellung, Arbeit“ praktisch tätig sind, sind die gut ausgearbeiteten und schlüssigen Argumentatio-

nen und Daten ohnehin eine unverzichtbare Ergänzung. Während Allmendinger mit ihrer wegweisenden Studie also einerseits einen empirisch gehaltvollen und informierten Text vorlegt, so ist dieser andererseits auch als Beitrag zu einem zeitgenössischen Feld (nicht nur) feministischen Engagements zu sehen, in dem auch sie selbst sich neben ihrer akademischen Tätigkeit wissenschaftspolitisch und als öffentliche Intellektuelle beteiligt.

Zur Person

Katharina Knüttel, Dipl.-Soz.Wiss., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Ruhr-Universität Bochum. Arbeitsschwerpunkte: Methoden empirischer Sozialforschung, Soziologische Theorien, Gender Studies.

Kontakt: Sektion Methodenlehre & Statistik, Fakultät für Sozialwissenschaft, Ruhr-Universität Bochum, 44780 Bochum

E-Mail: katharina.knuettel@rub.de

Martin Seeliger

Sandra Smykalla, Dagmar Vinz (Hrsg.), 2011: *Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken der Chancengleichheit*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. 371 Seiten. 29,90 Euro

Die fachwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Intersektionalität hat in den letzten Jahren im Rahmen konzeptioneller Skizzen Möglichkeiten und Grenzen eines Ansatzes ausgelotet, dessen Reichweite und Tragfähigkeit ein großes Potenzial verhiessen. Die Herausgeberinnen leisten mit ihrem Band einen wichtigen Beitrag zur Weiterführung und fallstudienbasierten Fundierung dieser Diskussion. Der Aufbau orientiert sich an folgender Dreiteilung: theoretische Zugänge, methodologische Überlegungen und politische Analysen.

Der erste Komplex des Bandes versammelt Reflexionen zur Konzeptionalisierung intersektionaler Zugänge, die verschiedene aktuelle Diskussionsstränge aufgreifen. So geht *Carol Hagemann-White* der (altbekannten) Frage nach, welche Kategorien für eine intersektionale Perspektive von Bedeutung sind. Am Beispiel von Gewalt gegen Frauen zeigt sie, auf welche Weise die strukturierende Kraft sozialer Kategorien aus dem empirischen Material heraus zu begründen ist. Der Beitrag von *Barbara Sieben* und *Nicole Bornheim* stellt eine vergleichende Auseinandersetzung mit den Themenkomplexen Intersektionalität und Diversity und ihren Überschneidungen, Parallelen und Gegensätzen dar. *Luzy Chebout* widmet sich der Darstellung von Bedeutungstransformation, die der Intersektionalitätsbegriff bei seiner Adaption im deutschen Kontext durchlaufen hat. Hier erkennt sie die Gefahr einer praktischen Entpolitisierung der kritischen Absichten des Black-Feminism. *Dagmar Vinz* setzt sich mit dem Verhältnis der Kategorien Klasse

und Geschlecht bei der Konzeptionalisierung von Intersektionalität und Diversity-Management auseinander und arbeitet forschungslogische Implikationen heraus. Insgesamt enthält der erste Abschnitt wesentliche Beiträge zur aktuellen Theoriediskussion (Bourdieu, Hill-Collings). So wird gewährleistet, gezielt Impulse „von außen aufzunehmen“, anstatt bereits geäußerte und diskutierte Argumente zu wiederholen.

Unter dem Titel „Methodische Zugänge und Herausforderungen für die Forschung“ beschäftigt sich der zweite Teil mit der Reflektion methodologischer Grundprobleme aus Sicht der quantitativen und qualitativen Sozialforschung. *Sibylle Hardmeier* stellt Ansätze der quantitativen Erforschung intersektionaler Ungleichheiten vor, überprüft sie auf zukünftige Entwicklungsdesiderate hin und schließt mit dem Verweis auf die Notwendigkeit eines „multi method design“ (S. 123), das dem mehrdimensionalen Charakter intersektionaler Verflechtungen Rechnung trage. In ihrem Beitrag zur Anwendung qualitativer Methoden legt *Ulrike Schultz* den Fokus auf Geschlecht und Ethnizität am Beispiel eines Forschungsprojekts im Sudan. Ausgehend von der Annahme, dass der Bezug auf „gesellschaftliche Diskurse“ als Allgemeinplatz intersektionaler Forschung angesehen werden kann (S. 147), stellt *Brigitte Kerchner* in ihrem Text drei unterschiedliche Stränge der Diskursforschung mitsamt ihren Bezügen und Entwicklungsmöglichkeiten für eine intersektionale Perspektive vor. Von Foucaults genealogisch-kritischer Diskursanalyse verspricht sie sich das größte Potenzial für eine solche intersektionale Analyse. Am Beispiel von Personalentwicklung und Beratung beschreibt *Anja Lindau* aus symbolisch-interaktionistischer Sicht, wie Selbst- und Fremdbilder der Beteiligten entlang intersektionaler Differenzlinien konstruiert und einander gegenübergestellt werden. Insgesamt ist die gezielte Etablierung einer intersektionalen Methodendiskussion ein Novum in der Debatte.

Der letzte Abschnitt trägt den Titel „Politikfelder und Strategien der Chancengleichheit und Antidiskriminierung“. In ihrer vergleichenden Betrachtung der Situation in Frankreich und Schweden zeigen *Sabine Beckmann* und *Patrick Ehnis* in ihrem Beitrag, wie Geschlecht, Migration und Klasse in ihren Wechselwirkungen die gesellschaftliche Bedeutung von Arbeit und somit auch Modi der Arbeitsteilung in beiden Ländern konstituieren. Der Beitrag von *Ulrike Hormel* befasst sich mit der Bedeutung von Ethnizität und Geschlecht im allgemeinen Schulsystem. Anhand der These, dass askriptive Kategorien eine leistungsgerechte Logik der Ausbildung unterlaufen, weist sie Möglichkeiten der weiterführenden Anwendung einer intersektionalen Perspektive zur Analyse ungleichheitsgenerierender Prozesse nach, betont allerdings auch die Notwendigkeit, hierbei antikategoriale Aspekte zu beachten (S. 227). *Sandra Smykallas* Auseinandersetzung mit der Arbeit von Gender-TrainerInnen zielt auf eine Dekonstruktion grundlegender Annahmen, auf denen diese ihre Arbeit aufbauen. Sie weist nach, dass sowohl in pluralistischen, d. h. Differenz-betonenden, als auch in dekonstruktivistischen Ansätzen die Möglichkeit einer affirmierenden Reproduktion kategorialer Zugehörigkeiten steckt. Mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie unter dem Aspekt einer Work-Life-Balance beschäftigt sich *Barbara Beham*. Unter Bezug auf die drei Kategorien Geschlecht, Klasse und Ethnizität kommt sie zu dem Ergebnis, dass die Chancen auf ein subjektiv vernünftiges Verhältnis von Arbeit und Privatsphäre sich je nach qualifikationsgebunden segmentierter Statusgruppe im Unternehmen unterscheiden. Ausgangspunkt von *Edelgard Kutzner* ist die Darstellung von Diversity Manage-

ment als Feld, in dem multiple Interessen aufeinandertreffen (können): Während es aus betrieblicher Sicht gelte, spezifische Effizienzreserven herauszuarbeiten, interessiere in einer breiteren gesellschaftlichen Debatte vordergründig die Integration von Menschen mit Migrationshintergrund. Ein frauen- und geschlechterpolitischer Diskussionsstrang schließlich widme sich hauptsächlich der Frage, inwieweit mit Diversity-Konzepten Chancengleichheit erzielt werden könne. Im Anschluss an diesen Systematisierungsvorschlag und eine grundlegende Darstellung von Anwendungsmöglichkeiten des Diversity Managements stellt sie ein Online-Tool zur Einführung von Diversity Management vor. Als weiteren Praxisbereich, der aus Sicht von Intersektionalitäts- und Diversity-Management-Ansätzen bedeutsam erscheint, rücken *Katharina Schiederig* und *Dagmar Vinz* das Feld der Antidiskriminierungspolitik in den Blick. Auf der Basis von Interviews weisen sie erste Ansätze nach, die auf eine Verstetigung entsprechender Maßnahmen in institutionalisierter Form abzielen.

Den Abschluss des Sammelbandes bildet die Darstellung bezirklicher Integrationsarbeit in Berlin durch *Johanna Kösters*, die zwei im Feld verfolgte Ansätze herausarbeitet: Während der „Individualansatz“ auf (inter-)subjektive Bewältigung von Integrationsschwierigkeiten abzielt, zum Beispiel die Förderung interkultureller Kompetenz, richtet sich der „Strukturansatz“ auf eine Kritik gesellschaftlich verfasster Diskriminierungsmechanismen.

Die Beiträge dienen der Systematisierung und Fortentwicklung aktueller Diskussionen im Forschungsfeld Intersektionalität und Diversity. Zwei Aspekte erscheinen hier besonders relevant: Erstens stellt die Fokussierung der Organisationsebene als Meso-Verbindung zwischen Struktur- und Handlungsdimension nicht nur unter sozialtheoretischen, sondern auch unter empirisch-praktischen Gesichtspunkten ein Desiderat dar. Indem die Beiträge dies berücksichtigen – meist am Beispiel von Unternehmen –, treiben sie die Etablierung einer entsprechenden Forschungsperspektive voran. Zweitens werden methodologische Fragestellungen berücksichtigt, eine wichtige Voraussetzung für die weitere empirische Auseinandersetzung mit feldrelevanten Aspekten. Während die thematische Breite umfangreich ausfällt, bleiben zwei Anmerkungen zu den Gegenstandsabgrenzungen, die nicht nur im Fall des hier besprochenen Buches mehr oder weniger stark vernachlässigte Themen der Intersektionalitätsdiskussion ausmachen: So bleiben die Beiträge nicht nur weitestgehend der Perspektive der Frauenforschung verhaftet, während die Bedeutung, Funktion oder etwaige Wandlungserscheinungen von Männlichkeit keine Rolle spielen. Durch den (fast ausschließlichen) Fokus auf die klassische Triade race/class/gender bleiben außerdem weitere soziale (Diskriminierungs-/Privilegierungs-)Kategorien (Region, Attraktivität etc.) außen vor. Auch antikategoriale Perspektiven werden nur nebenbei genannt oder eingenommen (Hormel). Hierin liegt eine Herausforderung für zukünftige Auseinandersetzungen.

Zur Person

Martin Seeliger, Stipendiat an der International Max-Planck Research School on the Social and Political Constitution of the Economy am Max-Planck Institut für Gesellschaftsforschung in Köln. Arbeitsschwerpunkte: Arbeits- und Kultursoziologie sowie Geschlechterforschung.
E-Mail: Martin.Seeliger@gmx.net